Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 17

Artikel: Die vielbesungenen Schwalben
Autor: Habicht, Herman
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670909

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die vielbesungenen Schwalben

Herman Habicht

Wir müssen schon fast einmal auf einem Dorfe gelebt haben, wenn wir so recht verstehen wollen, daß die Hausschwalbe der Gefährte des Menschen ist in guten und bösen Tagen, ein Gefährte, nach dem wir uns sehnen, sobald er einmal fortgezogen ist, den wir anderseits begrüßen, wenn er in den ersten Apriltagen wieder bei uns erscheint.

Aus der Stalltüre des Bauernhauses tritt müden Schrittes und gesenkten Kopfes der treue Ackergaul. Dicht über der Stalltüre aber hat sich ein Rauschschwalbenpaar eingenistet und zieht nun dort seine Jungen groß. Und während der Gaul zur Tränke geht, ist das Schwalbenpaar vielleicht gerade auf der Futtersuche, und sein pfeilgeschwinder Flug schwirrt dabei dicht über den Köpfen von Mensch und Pferd dahin. Dieses Bild, dem wir immer wieder begegnen, wenn wir auf dem Lande leben, läßt in uns den Eindruck aufkommen, als ob die treuen Haustiere und die blaubefiederten Schwälbchen in ihrem Neste eng verschwisterte Wesen wären.

Dann kommt der Herbst, wo sich die Schwalben auf ihre lange Reise nach dem Süden begeben. Das Pferd und die Kuh aber bleiben einige Jahre hindurch ununterbrochen im Stalle des Bauern, bis sie wieder andern Artgenossen Platz machen. Der Hofbesitzer aber sieht sich und seine lieben vierbeinigen Helfer verlassen, wenn die treue befiederte Freundin aus dem Reich der Lüfte nicht mehr da ist mit ihrem anmutigen Fluge und ihrem trautem Gezwitscher.

Genau so wie um den Stall, schnellt der Flug der Schwalben aber auch um das Wohngebäude. Denn auch dort nisten sie: in Mauerlöchern und unter dem Dachgebälk. Doch eines Tages im Spätsommer setzt auch dort des blauröckigen Schwälbchens Zickzackflug aus, sein freundliches Gezwitscher verstummt. Zugleich mit den ersten warmen Frühlingslüften jedoch ist dann auch unter dem Giebel des Wohnhauses wieder das trauliche witwit zu vernehmen. So kommt es, daß uns die Schwalbe den Herbst und Frühling bringt, wie es uns Rückert in seinem vielgesungenen Heimwehliede kundtut. Herrliche Worte für das symbolhafte Verbundensein von Schwalbe und Mensch, das ein volles Menschenleben lang dauert, findet neben Rückert Liliencron in seiner „Schwalbensiziliane":

Zwei Mutterarme, die das Kindchen wiegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Maitage, trautes Aneinanderschmiegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Des Mannes Kampf: Sieg oder Unterliegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Ein Sarg, auf den drei Handvoll Erde fliegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.

So wie die Dorfschwalbe mit ihrer Gegenwart ein ganzes Dorf im Banne des Heimatgefühls halten kann, tut oft ein Gleiches die Uferschwalbe, die in den lehmigen Steilwänden der Fluß- und Seeufer, oder dann auch in Sandgruben ihr Nest baut, mit einer ganzen Landschaft. Gewiß lagen Jakob Boßhart die Uferschwalben im Sinne, als er in seinem formvollen, poetischen Gleichnis „Grenzen" dichtete:

Siehst du die Schwalben dort schaukeln im Spiel zwischen Wasser und Luft,
Angezogen vom See und seiner kristallenen Bläue,
Von der Kühle wohl auch, die mild in den Sommertag steigt?
Manchmal streifen sie gar die Flut mit der Spitze der Schwingen,
Kreise umschlingen den Punkt, wo sie kecklich den Spiegel berührt.
Was zu dem Wagnis sie treibt? Ist's übermütige Regung?
Ist's ein verwegenes Spiel, ein Spiel mit dem Tod in den Fluten,
Gleich wie die menschliche Seele sich gern über Tiefen verweilt,
Denen sie heil nicht entsteigt, wenn zu kühn sie die Fittiche tauchte?

Damit auch der Großstädter sein Teil habe an der Poesie von Frühling und Herbst, rief der Schöpfer die Turmschwalben auf den Plan, die zwar nicht nur auf Türmen, sondern ebensosehr auch in allen nur möglichen städtischen Schlupfwinkeln, in Mauerlöchern und unter Gesimsen ihr Nest haben und mit ihrem, von schrillen Schreien begleiteten Flug gerade an die Fenster der obersten städtischen Dachwohnungen reichen.

Dorf-, Ufer- oder Turmschwalbe — immer

wieder werden Dichter sein, die ihre Gleichnisrede von Liebe, Treue, Abschied, Heimkehr, Kühnheit oder Trotz ins Symbol des Schwalbenfluges und Schwalbenzuges kleiden, so wie Dehmel, wenn er seinen Arbeitsmann sagen läßt:

Wenn wir Sonntags durch die Wälder gehn, mein Kind,
und über den Aehren weit und breit
das blaue Schwalbenvolk blitzen sehn,
o, dann fehlt uns nicht das bißchen Kleid,
um so schön zu sein, wie die Vögel sind:
nur Zeit.

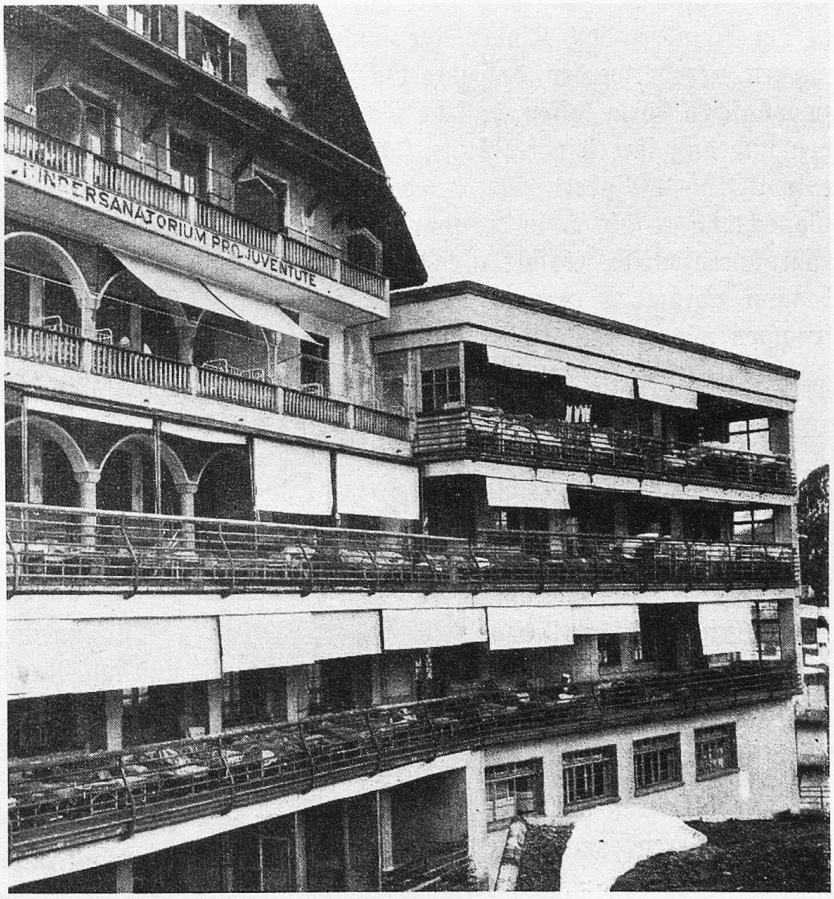
Robert ist der Schlechteste . . .

Irene Gasser

Ich sah den kleinen Robert zum erstenmal, als ich beim Examen einen Schulbesuch in der Klasse meines Buben machte. — Robert fiel mir auf, weil er während der ganzen Prüfung still und in sich gekehrt in seiner Bank saß. Er meldete sich kein einziges Mal — die eifrig aufgestreckten Finger seiner Kameraden kümmerten ihn nicht im mindesten — und der Lehrer fragte ihn auch gar nicht. — Nach dem Examen wurden die herrlichen Weggen verteilt; die Kinder rissen sich darum und bissen in heller Begeisterung hinein. — Robert stand im Hintergrund und schaute teilnahmslos vor sich hin. „Willst du keinen Weggen?" fragte ich ihn, und er schüttelte gleichgültig den Kopf. „Ich habe keinen Hunger!" antwortete er und ging zum Schulzimmer hinaus. Ich schaute ihm nach. „Wie schlecht er sich hält," dachte ich und fragte dann meinen Buben: „Wer ist der stille Junge, der eben hinausgeht?" — „Ach, das ist Robert," antwortete mein Bub, „er ist der schlechteste Schüler." — „Ist er krank?" — „Ich glaube nicht. Er fehlt viel und manchmal schnauft er so komisch — aber er ist überhaupt komisch."

Das war meine erste Begegnung mit Robert. Die zweite verlief völlig anders. — Ich war in den Ferien in Celerina und kam eben von einer Skitour heim. Vor dem letzten Steilhang hielt ich an und sah einem Buben nach, der bolzgerade und mit atemberaubender Schnelligkeit hinunterraste.

„Wie diese Engadiner fahren können," dachte ich bewundernd und folgte dem Jungen in vorsichtigen Schwüngen. Unten wartete er und kam strahlend auf mich zu. „Grüezi," sagte er in breitestem Züritütsch. „Grüezi," sagte ich, und da rief er fröhlich: „Ich kenne Sie nämlich. Sie sind die Mutter von Peter. Sie waren einmal beim Examen in unserer Klasse." — Ich musterte ihn



Das Kindersanatorium Pro Juventute